

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 294.

Dienstag, 17. Dezember.

1929.

(8. Fortsetzung.)

Die verschwundene Handschrift.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hanns Zomard.

Hans Torwaldsen zeigte noch ein wenig Unschlüssigkeit, dann aber sagte er:

„Vielleicht erscheint Ihnen das, was ich Ihnen noch sagen möchte, nach dem gestrigen Mordanschlag auf mich nicht mehr so ganz lächerlich, als es mir selbst oft dünkte. Hören Sie zu: Mich quält seit meines Bruders Tod eine eigentümliche Unruhe. Ganz offen heraus, ich fürchte, daß mein Bruder keines natürlichen Todes gestorben ist.“

Wendler rückte erregt näher an den Kranken heran.

„Wie meinen Sie das?“, fragte er.

„Das ist schwer zu erklären, Herr Kommissar. Dieser ganze Argwohn entstand eigentlich nur aus einem instinktiven Gefühl heraus und wurde dann natürlich durch den Manuskriptdiebstahl noch verstärkt. Es war ja auch so merkwürdig, dieser plötzliche Tod. Am Tage vorher war ich noch mit ihm zusammen. Er war lustig und lebensfroh wie immer. Und dann auf einmal am nächsten Tage tot. Es war zu seltsam, kaum glaubhaft, daß es so schnell mit einem Menschen zu Ende gehen sollte.“

„So meinen Sie, daß Matthias Doblinger vielleicht auch —“

„Ich weiß gar nichts“, unterbrach Torwaldsen den Kommissar. „Wie sollte ich auch, wo ich nicht einmal mit Bestimmtheit sagen kann, ob Doblinger den Mordanschlag auf mich verübt hat.“

Er sah eine Weile nachdenklich vor sich hin, fuhr aber dann in seiner Rede fort:

„Ich hätte meine Schwägerin dahin bestimmen sollen, eine Obduktion vornehmen zu lassen. Vielleicht wäre uns dann viel erspart geblieben.“

Kommissar Wendler erhob sich leht. Auf seinem Gesicht lag ein eigentümlich entschlossener Ausdruck, als er dem Kranken zum Abschied die Hand reichte.

„Ich hoffe, daß Sie die Unterredung nicht allzu sehr angestrengt hat“, sagte er. „Ihre letzten Worte haben mich sehr interessiert. Ich werde sofort nach dieser Richtung hin Nachforschungen anstellen lassen.“

Hans Torwaldsen hatte die lange Unterredung doch sehr geschwächt, so daß er von den letzten Worten Wendlers kaum noch Notiz nahm.

Auch dem Untersuchungsrichter war bei genauerer Durcharbeitung des bisherigen Materials der plötzliche Tod des Schriftstellers Edmund Torwaldsen einigermaßen merkwürdig vorgekommen. Zumal der Manuskriptdiebstahl unbedingt zu der gleichen Zeit ausgeführt worden sein mußte und Doblinger im Falle Hans Torwaldsens vor einem Mordversuch nicht zurückgeschreckt war. Als Wendler nun erzählte, daß Hans Torwaldsen schon lange den Verdacht nicht loswerden könne, sein Bruder sei keines natürlichen Todes gestorben, wurde sofort eine Ausgrabung und gerichtsarztliche Untersuchung der Leiche Edmund Torwaldsens vom Untersuchungsrichter beantragt.

Das Resultat, das dabei zutage gefördert wurde, war in der Tat überraschend. Die Ärzte stellten nämlich bei der Sektion fest, daß Edmund Torwaldsen keines natürlichen Todes gestorben sein konnte, sondern

einer Vergiftung — vermutlich mit Veronal — erlegen war.

Diese Feststellung gab dem Fall mit einem Schlage ein ganz anderes Gesicht.

Selbstverständlich kam für diesen Mord auch nur Matthias Doblinger als Täter in Frage.

Für Frau Tilla bedeutete diese Feststellung einen schweren Schlag.

Trotzdem mußte sie Wendler in diesen Tagen mit vielen Fragen belästigen. Es galt ja, herauszubekommen, auf was für eine Art und Weise der Mord verübt worden sein konnte.

Aus Doblinger war nichts herauszubekommen. Er leugnete diese Tat mit derselben Konsequenz wie alle andern ihm zur Last gelegten Verbrechen.

Selbstmord schied nach Lage der Dinge vollkommen aus. Es lagen nicht die geringsten Anhaltspunkte dafür vor, und außerdem reihte der Manuskriptdiebstahl, a eine deutliche Sprache für die Beweggründe zu einem Mord.

Es schien aber trotz genauester Nachforschungen ganz und gar ausgeschlossen, herauszubekommen, wie der Mord verübt worden war. Einzig und allein Doblinger hätte das Dunkel lichten können. Aber der dachte gar nicht daran, ein Geständnis abzulegen. Im Gegenteil, er spielte von Tag zu Tag immer mehr den völlig Unschuldigen und protestierte dagegen, daß er in Untersuchungshaft gehalten werde.

Wendler war in Verzweiflung.

Als er gerade wieder von einer völlig ergebnislos verlaufenen Vernehmung Doblingers aus dem Untersuchungsgefängnis ins Präsidium zurückkehrte, fand er den Kollegen Kreisler in seinem Bureau vor.

Sie begrüßten sich kurz.

Dann saßen beide schweigend lange Zeit nebeneinander, Wendler seine unvermeidliche Bräse, Kreisler eine dünne russische Zigarette rauchend.

Wendler unterbrach schließlich als erster das bedrückende Schweigen.

„Hören Sie, Kreisler“, begann er, „ich muß einmal mit Ihnen ein vernünftiges Wort reden. Ich werde sonst noch verrückt, wenn ich nicht einmal mit einem Manne, der etwas davon versteht, richtig über den Fall Doblinger sprechen kann. Mein Hirn verweigert mir nämlich den Dienst, es ist nach jeder Richtung hin ausgedacht. Trotz aller nur erdenklichen Anstrengungen finde ich für den ersten Mord an Edmund Torwaldsen gar keine und für den Mordversuch an Hans Torwaldsen nur unzulängliche Beweise. Doblinger selbst ist zu keinem Geständnis zu bewegen und verblüfft durch seine Hartnäckigkeit und Ruhe selbst den Untersuchungsrichter. Was soll man da nur machen?“

Kreisler hatte sich tiefer in seinen Sessel zurückgelehnt und stieß mit sichtlichem Genuß den Rauch seiner Zigarette in kunstvollen Ringen von sich. Sein Gesicht war, wie immer, ein einziges zufriedenes Schmunzeln.

„Vor allem die Einstellung zu dem ganzen Falle ändern, mein lieber Wendler“, erwiderte er nach einer Weile bedachtam.

„Wie meinen Sie das?“

„Immer so, wie ich es sage. Sie wissen ja vielleicht, daß ich nichts mehr hasse, als wenn jemand in Bilderräteln spricht.“

„Ja, zum Teufel, meinen Sie dann vielleicht, ich hätte mich der Sache gegenüber falsch eingestellt? Wollen Sie etwa gar damit sagen, es sei meine Schuld, daß keine Beweise vorhanden sind?“

Er stieß diese Worte äußerst erregt hervor. Sein Gesicht war feuerrot geworden.

Kreisler war jedoch nicht aus der Ruhe zu bringen.

Es ist schon etwas Wahres an Ihren Worten, mein Lieber. Aber wenn Sie den ehrlich und aufrichtig gemeinten Ratsschlag eines Kollegen gleich als persönliche Beleidigung aufzufassen belieben, so wollen wir doch lieber — hier lächelte er ironisch — „in Rücksicht auf das überaus angenehme Verhältnis, in dem wir doch nun schon seit Jahren zueinander stehen, das Gespräch für heute abbrechen.“

Wendler brummte.

„Lassen Sie lieber Ihre langen Reden, ich werde sonst schwindlig. Heraus mit der Sprache: Was finden Sie an meiner Taktik des Vorgehens im Falle Doblinger falsch? Was für einen Rat wollen Sie mir geben?“

„Vor allem den einen, in Zukunft nicht mehr von einem Fall Doblinger zu sprechen.“

„Und weshalb das?“

„Nun, ich glaube eben, daß dieser Fall mit der Persönlichkeit des braven Matthias Doblinger sehr wenig zu tun hat, daß dieser Mann in der ganzen Geschichte nur zum Sündenbock ausersehen ist.“

„Ja, zum Donnerwetter, haben Sie denn keine Augen und Ohren im Kopf? Jedes Kind muß doch einsehen, daß kein anderer als Doblinger als Täter in Frage kommt.“

„Die Meinung eines Kindes ist mir in komplizierten Kriminalfällen noch nie maßgebend gewesen“, lächelte Kreisler boshaft.

„Lassen Sie endlich Ihre Anzüglichkeiten, Kreisler. Was halten Sie von der Sache. Los! Heraus damit!“

„Wenn Sie mir versprechen, mich ruhig ausreden zu lassen, ohne mich zu unterbrechen oder mich für total verrückt zu erklären, will ich versuchen, Ihnen meinen Standpunkt auseinanderzusetzen. Werden Sie diese Bedingungen aber halten können?“

Wendler nickte nur stillschweigend.

„Ich werde mir zumindest die allergrößte Mühe geben.“

„Nun gut, dann werde ich beginnen. Gleich im voraus: Ich habe Matthias Doblinger von Anfang an für völlig unschuldig gehalten. Mehrere Umstände bewogen mich zu dieser Annahme. Am stärksten mag vielleicht der persönliche Eindruck mit eingewirkt haben, denn ich gehörte nun einmal zu jenen altmodischen Menschen, die noch etwas von Physiognomik halten. Aber dann machten mich auch seine in der Tat glänzenden Vermögensverhältnisse, über die ich genaueste Informationen einzog, skeptisch gegenüber der Annahme, daß dieser Mann sich mit ziemlich gewöhnlichen Diebstählen abgeben sollte.“

„Sie vergessen den Scheck“, unterbrach Wendler, „den Scheck an Harald Triebler. Nach meinen Erkundigungen bei der in Frage kommenden Bank ist ein Scheck über zehntausend Mark auf den Namen Harald Triebler tatsächlich zur Auszahlung gekommen.“

„Das ist freilich ein fataler Punkt in der Geschichte. Auch ich bin dadurch einige Zeit in meinen Ansichten über Doblinger wankend geworden. Aber jetzt sehe ich darüber hinweg. Wäre es denn nicht auch möglich, daß Doblinger bei seinen Aussagen die Wahrheit sagte, daß er das Geld tatsächlich reinen Herzens an Triebler geschickt hat. Er hat ihm doch schon früher des öfteren mit zum Teil viel größeren Beträgen unter die Arme gegriffen. Sollte am Ende die Geschichte nichts weiter als ein dummer Zufall sein, einer jener unglücklichen Zufälle, die manchen Angeklagten schon zum Verderben gereichten, und manchen Richter zu einem Fehlspruch verleiteten?“

Den Aussagen Harald Trieblers bin ich von vorn herein mit größtem Mißtrauen entgegengetreten, da ich diesen dunklen Ehrenmann bereits zur Genüge kannte. Bei objektiver Betrachtung sehe ich keinen Grund, weshalb man der Aussage Frau Doblingers, sie habe ihrem Manne gar nichts von der Drohung ihres Bruders gesagt, unbedingt mißtrauen soll. Man muß vielmehr, wenn man familiäre Herkunft und sonstige Wesensart dieser Frau in Betracht zieht, zugeben, daß es ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht angenehm sein konnte, ihren leiblichen Bruder ihrem Manne gegenüber als gemeinen Expreßer hinstellen zu müssen. Es liegt sogar ziemlich klar, auf der Hand, daß sie alles tat, um dies zu vertuschen.

Aber jetzt wieder zur Sache:

Meine volle Überzeugung von Doblingers Unschuld bekam ich erst nach dem verunglückten Mordversuch an Hans Torwaldsen, und als sich im Zusammenhang damit herausstellte, daß auch Edmund Torwaldsen eines unnatürlichen Todes gestorben sei. Hätte ich Doblinger schon eines Diebstahls für fähig gehalten, eines Mordes jedoch auf keinen Fall.

Außerdem bin ich fest überzeugt, daß ein Mann von Doblingers Intelligenz niemals so wahnwütig dumm vorgehen würde, wie der Täter im Falle Torwaldsen.

Überlegen Sie sich nur einmal: Er ruft ausgerechnet bei Frau Torwaldsen an, wo er doch gewiß sein muß, daß Hans Torwaldsen seiner Schwägerin Beiseid gibt, wer angerufen hat und wohin er sich begeben will.

(Fortf. folgt.)

„Zur Tanne.“

Skizze von E. Bretschneider.

In Thüringen liegt ein Städtchen, ein kleines, freundliches Landstädtchen, das heißt Tanna. Früher hieß es „Zur Tanne“ — und das bezog sich auf eine ganz bestimmte, einzige Tanne. Sie steht heute noch da, wo man in Tanna Schilder mit dem edlen und wohlklingenden Namen „Markt“ lesen kann. Ein Ortsfremder, ein Großstädter vielleicht, der das zufällig tut (das Lesen), pflegt gewöhnlich zu fragen: Wo? Aber die Tannaer wissen dann genau, was sie zu denken haben. Nämlich: er kommt vom Dorfe und weiß nicht, wie ein Markt aussieht. Nehmen wir es ihm nicht weiter übel. Er kann ja im Grunde nichts dafür.

So sind die Tannaer.

Wie ihre Stadt zu dem ursprünglichen und darüber weg zu dem jetzigen Namen kam, darüber ist folgende Geschichte im Umlauf. Gerade in der Weihnachtszeit verdient sie erzählt zu werden: Nach dem Siebenjährigen Kriege, der in seinen Auswirkungen und Nebenfeinden auch jene friedsam grünen Thüringer Gauen nicht verschont ließ, waren nicht so sehr die Städte als vielmehr ihre Umgebungen verwüstet und zerstört. Die Zeiten waren immerhin schon einigermaßen gesitteter als in den Hussitenkriegen, und wo einem Patrouillenreiter der blasse Mondenschein nicht zur Entsicherung eines Wegweisers genügte, da brannte er nur in Ausnahmefällen die nächstbenachbarte Ortschaft als Fadel an. Meist begnügte er sich mit einem nahen Walde. So kam es freilich doch, daß die Gegend, von der wir reden, in jenen Jahrzehnten recht blaß und kahl aussah. Und als die Schneeflocken sich für das Weihnachtsfest 1763 zur weißen Decke einten, da ragten nur noch hier und da verkohlte Stümpfe auf — von einem Walde war weithin nichts zu sehen. Das tat den Bewohnern des Landstriches sehr leid, denn bei aller Unbill, die sie ertragen mußten, hatten sie doch so viel Daseinswillen in den Frieden hineingerettet, daß sie gern Weihnachten so gefeiert hätten, wie sie es von altersher gewohnt waren. Mit einem Christbaum also, der gepußt und mit Lichtern bestückt werden sollte, zur Freude nicht nur der Kinder, sondern ebenso der Großen.

Bei dem Flecken aber, der damals noch nicht „Zur Tanne“ und erst recht nicht Tanna hieß, sondern irgendwie anders, war in einer Talsenke ein dichter Tannenwald von vielen hundert Bäumen so gut wie unversehrt geblieben. Und da die Einwohner des Fleckens die Sorgen und den Kummer der Nachbarorte kannten, bis weit hinüber nach dem Sächsischen zu, nach Paula und Mühltröß, darum schlugen sie den Tannenwald rabekahl ab, verkuden ihn auf so viel Wagen, wie sie aufstreifen konnten, und fuhren strahlend nach allen Richtungen mit den Bäumen, die ihnen überall aus den Händen gerissen und gut bezahlt wurden.

Von dem Geld haben sie sich dann im andern Frühjahr eine schöne neue Schule gebaut, und den Markt frisch pflastern lassen. Das Pflaster liegt heute noch. Nutler seien hiermit gewarnt.

Für die Feiertage aber hatten die Christbaumverkäufer, die procentual am Gewinn theilhaftig waren, nun alle genug Geld — nur keinen Baum. Das blanke Geld war ihnen lieber gewesen, als daß sie daran gedacht hätten, einige Duzend Tannen für den eigenen Bedarf zurückzubehalten. Wo der Wald gestanden hatte, war nun weiter nichts als eine flache Talmulde. Sogar die Stümpfe mit den Wunden der Arthiebe waren längst wieder zugeschnitten. Von ungefähr sah einer aus einer Schneewehe etwas Grünes herausragen. Es entpuppte sich bei näherem Nachforschen als ein Tannenwildling, ein winziges, kaum meterhohes Baumkücken. Dennoch löste sein Anblick hellen Jubel aus. Und damit jeder in dem Flecken etwas davon haben sollte, stellte man es feierlich auf dem „Marktplatz“ auf. Behing es mit Glasugeln und Blechsterne, und war durchaus zufrieden damit. Es war mal was anderes, Besonderes. Und als der Schnee schmolz, da waren zwar die Glasugeln vom Frost zersprungen und die Blechsterne von den Kindern abgerissen, aber das Bäumchen stand noch. Ja, es leistete allen Versuchungen, die auf seine Wegbringung abzielten, so sichern Widerstand, daß es gar keine andere Erklärung gab als die: das Tännchen hatte Wurzeln gefaßt. Da beschloß man, es stehen und wachsen zu lassen. Es steht, inzwischen haushoch geworden, heute noch, und ist das Wahrzeichen der Ortschaft, die nach ihm erst „Zur Tanne“ und später „Tanna“ genannt wurde.

Jetzt ist es in vielen Städten üblich, einen „Weihnachtsbaum für alle“ aufzustellen. Das Städtchen Tanna in Thüringen, das wohl eins der kleinsten in Deutschland ist, darf sich rühmen, diese schöne Sitte erfunden zu haben. Vor mehr als anderthalb Jahrhunderten. Mit einem Vorbehalt allerdings: unter der Voraussetzung, daß die Geschichte wahr ist. Es gibt nämlich, alles in allem, tausend Geschichten, die jede eine Erklärung für die Entstehung des poetischen Namens „Zur Tanne“ geben wollen. Und höchstwahrscheinlich ist eine der 999 andern viel wahrer als die, die ich hier erzählt habe. Denn schon viel länger als seit 150 Jahren hat der Ort einen Tannenbaum im Wappen. Aber keine der 999 andern Geschichten eignet sich so gut, zu Weihnachten erzählt zu werden, wie diese eine. Darum habe ich gerade die aus der großen Zahl herausgegriffen.

der Frau



der Weihnachtsabend verdorben, sondern auch uns Eltern. Also, wozu die ganze Aufregung! Natürlich spielen auch unsere Kinder Weihnachtslieder — aber wissen Sie, mehr nebenbei, ganz gelegentlich!

Ja, sehen Sie, bei uns kann eben jeder zu Weihnachten tun, was er will. Sogar mein Mann. Im Vertrauen gesagt, ärgere ich mich ja oft über ihn, wenn er zum Beispiel derartig raucht, daß die ganze Stube blau ist oder wenn er wieder an dem Radioapparat herumbastelt, bis er ihn entweder entzwei gemacht hat, oder bis das Zimmer wie ein Schlachtfeld, bedeckt mit Radioteilen aussieht. Aber an den Feiertagen unterdrücke ich jede Bemerkung und seine Stimmung ist dann meistens außerordentlich gut!“

„Fabelhaft,“ meinte Frau Streitlich, bei der es allerdings daheim fast täglich etwas stürmisch zugeht, „fabelhaft, aber gegen Zwischenfälle sind Sie natürlich auch nicht gefeit, meine Beste. Zum Beispiel bei uns passiert immer gerade zu Weihnachten allerhand Unerfreuliches. Entweder Hänschen gießt seine Milch um oder meine Emma wirft mir das beste Geschirr in tausend Scherben oder der Braten brennt an oder der Hund zerreißt mir vor Freude mein seidenes Kleid — das sind alles Weihnachtsfreuden, von denen ich ein Lied singen kann. Und ich nehme an, daß sowas bei Ihnen wohl auch passiert, denn da können Sie einfach nicht vorbeugen mit ihren gepriesenen Maßnahmen!“ Triumphierend blickt sie auf Frau Frohgemut, aber diese lacht versöhnlich: „Natürlich nicht, all so etwas kommt bei uns auch mal vor, aber man muß sich dann eben zusammen nehmen und sich nicht mehr ärgern, als die Sache wert ist. Und wenn man es überlegt, so sind alle diese Aufregungen doch wirklich nicht wert, daß darüber unsere Weihnachtsstimmung in die Brüche geht! Rippt Ihr Hänschen wirklich die Milch um — nun so würde ich das Kind entschieden nicht so strafen, daß ein Jammergeschrei entfesselt wird! Übrigens hat meine Auguste vorige Weihnachten auch ungeschickterweise das Kaffeebrett mit Tassen und Tellern hingeworfen, aber ich habe mir dann gesagt: „Scherben bringen Glück — ein Sprung war doch schon drin — und eigentlich war es auch unmodern.“ Ich habe dann in der Inventur neues Geschirr gekauft — riesig prächtig und ein entzückendes Muster — Sie kennen es ja, das mit Gold!“

ragen: